

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift

Band: 14 (1910)

Artikel: Aus der Jugendzeit [Fortsetzung]

Autor: Munz, Elisabeth

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-573421>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Aus der Jugendzeit.

Novelle von Elisabeth Münz, Frauenfeld.

(Fortsetzung).

Nachdruck verboten.

So vergingen uns ein paar Tage in ungetrübter Seligkeit, und Verona gehört zu meinen glücklichsten Italien-Erinnerungen. Nicht, als ob es nicht später noch schöner gekommen wäre, aber... Nun, du wirst ja hören!

Als wir nach Benedig weiterfuhren, schien uns das Glück verlassen zu wollen; wenigstens schlug das Wetter um, und der Wind peitschte uns dem Lenz zum Trotz kalte Regentropfen ins Gesicht, als wir am Ufer des Großen Kanals, den Gepäckträger hinter uns, nach einer Gondel ausschauten. Unser Bahnzug hatte eine Menge von Fremden gebracht, und wir fanden uns in einem höchst ungemütlichen Gewühl von schimpfenden Vertretern aller Nationen mit triefenden Regenschirmen. So waren wir froh, als wir glücklich eine Gondel erobert hatten, und mußten es uns trotz deines Vaters berühmter Reisewandtheit gefallen lassen, daß uns der Gondoliere in der unverschämtesten Weise übersforderte. Natürlich waren wir ein bißchen verstimmt über den Empfang, den uns die vielgepriesene Lagunenstadt zuteil werden ließ, zumal der Himmel und das Wasser der kleinen Kanäle, durch die wir fuhren, wirklich an schmuzigster Gräue wetteiferten. Nun, endlich landeten wir am Markusplatz, wo eine der drei uns empfohlenen Pensionen lag. Freilich hatten wir noch nicht viel Auge für die uns umgebende Herrlichkeit; denn wir trachteten einstweilen nur nach einem schützenden Dach. Aber wie möchte das Dach beschaffen sein? Dem Eingang aus einem dunkeln, nicht übermäßig sauberen Seitengäßchen nach zu schließen, waren wir auf dem besten Weg in eine Räuberhöhle. Dann ging es eine enge Wendeltreppe hinauf, höher, immer höher.

„Hör' mal,“ sagte ich zu deinem Vater, „daß wir uns nur nicht kapern lassen! Mach nur auch deine Augen gehörig auf, und, wenn es uns nicht ganz gefällt, kurz entschlossen rechtsumkehr!“

„Nein,“ antwortete er, „kapern lassen gilt nicht! Wozu wären wir denn sonst freie deutsche Männer?“

In dem Augenblick ertönte von oben eine klangvolle Stimme:

„Non c'è posto!“

So hätten wir also ohne weiteres umkehren können; aber indem wir mit den Augen der Richtung folgten, aus der die Stimme gekommen war, erblickten wir, über das Treppengeländer gebogen, einen schönen Mädchenkopf, um den wie ein Kranz zwei schwere dunkle Flechten lagen. Da fiel uns ein, daß wir am Ende unser Gepäck wenigstens einstweilen hier unterbringen könnten, um den lästigen Facchino loszuwerden. Also ersteigten wir noch die leste Treppe und standen einem schlanken Mädchen gegenüber, das uns nochmals bedauernd versicherte, es sei heute absolut kein Zimmer frei. „Morgen früh,“ fuhr sie fort, „gibt es wohl Platz für zwei; aber so lange werden Sie nicht warten können. Ich will aber noch meine Mutter rufen,“ und damit eilte sie hinweg.

Sa, Hans, sie war es. Und da standen die freien deutschen Männer und schauten dem schönen Mädchen nach.

„Was meinst du?“ sagte ich.

„Was meinst du?“ wiederholte dein Vater.

Doch da kam Madame Legrand und begrüßte uns freundlich. Sie war kleiner und rundlicher als die Tochter; aber man mußte ihr nur in die Augen sehen, um zu wissen, daß man bei ihr gut versorgt war. Kennst du den Ausdruck im Gesicht älterer Frauen? Gar so häufig ist er wohl nicht; aber meine Mutter hatte ihn und die deinen auch.

Madame Legrand sprach das wohlautende Französisch ihrer Heimat, und wir reagierten, so gut oder so schlecht wir's von der Schule her konnten. Es wurde beschlossen, daß wir die andern Pensionen ansehen, eventuell aber wiederkommen und für die eine Nacht in dem italienischen Hotel nebenan einfahren würden. Eigentlich wäre diese Komödie nicht nötig gewesen; denn ich glaube, wir wußten beide ziemlich genau, was wir wollten; aber das konnte man einander doch nicht eingestehen!

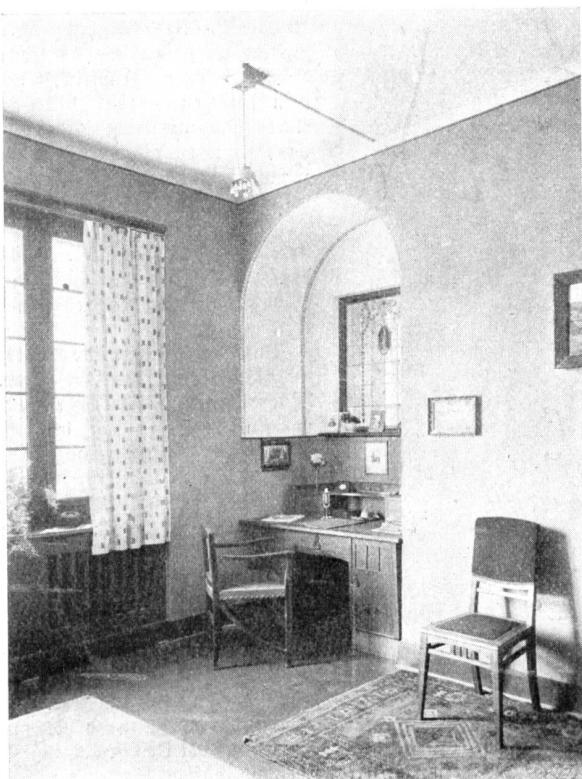
Also wanderten wir weiter durch den Regen. Die zweite Pension hatte Platz, und zwar in schönster Lage nach der Lagune; aber es war dort ein bißchen teurer, und wir verspürten plötzlich die Verpflichtung, auf der ohnehin kostspieligen Reise möglichst sparsam zu leben. Numero drei vereinigte alle Tugenden in sich: schöne, geräumige Zimmer, tadellose Aussicht und große Preiswürdigkeit. Wahrhaftig, da kam man in Verlegenheit! Doch plötzlich rief dein Vater mit ganz unnötigem Eis:

„Nein, nein, das geht nicht! Es sind ja keine Moskitonetze da!“ Worauf ich mich beeilte, die Unmöglichkeit zu bestätigen.

„Aber es sind wirklich in dieser Gegend nie Mücken,“ wagte die Wirtin bescheiden einzuwenden. Doch wir waren beide überzeugt, daß wir uns in Benedig



Ermin Witmer-Karrer, Zürich. Doppelwohnhaus am Zürichberg. Studierzimmer im Giebel des Hauses.



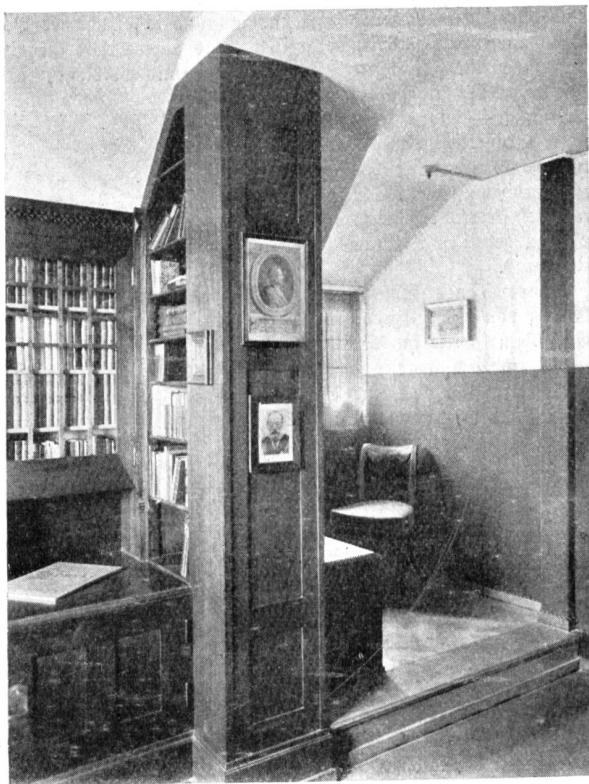
B. Witmer-Karrer, Zürich. Doppelwohnhaus am Zürichberg.
Fensterecke in einem Wohnzimmer.

dieser Gefahr nicht aussehen durften. So kam es, daß wir andern Tags bei Madame Legrand einzogen. Die Sonne schien wieder hell, als wir zum zweiten Mal die enge Treppe erstiegen; nur deshalb natürlich kam uns der dunkle Eingang nicht mehr halb so bedenklich vor. Wir richteten uns behaglich in unserem kleinen Zimmer ein und freuten uns, die größten Herrlichkeiten von Benedig, den Dogenpalast, den schlanken Campanile und die Markuskirche mit ihren unzähligen Tauben so gerade vor der Nase zu haben. Und morgens hatte ich stets die größte Mühe, den Langschläfer, den Hans, aus dem Bett zu bringen, weil er, wie er behauptete, sich nicht satt sehen konnte an den prächtigen antiken Bronzepferden über dem Portal von San Marco.

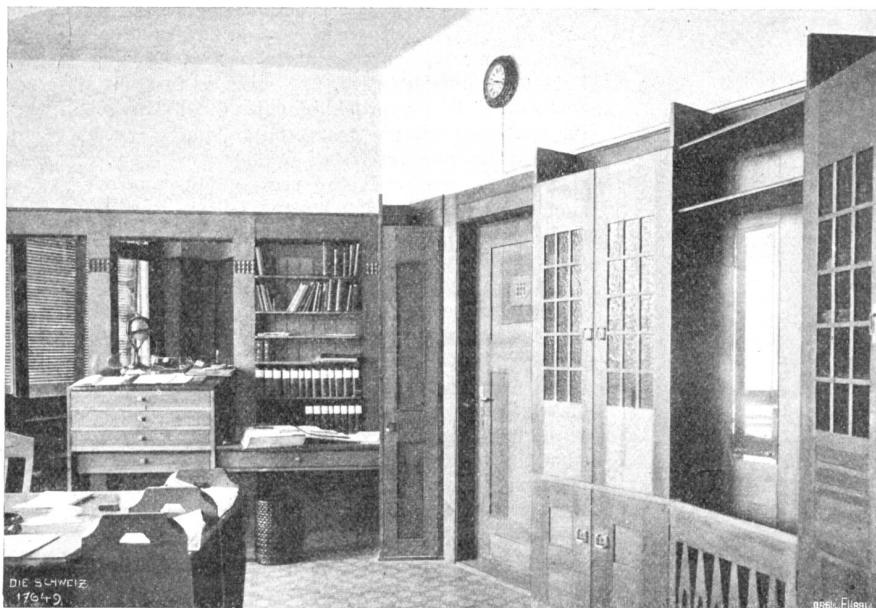
Bei Tisch fanden wir eine bunte Gesellschaft: die Hausfrau präsidierte und unterhielt sich eingehend mit ihren Nachbarn, Landsleuten aus der französischen Schweiz. Dann waren da ein paar englische Ladies, die mit bewunderungswürdiger Geduld einem Berliner Herrn, der sich „Professor der Aesthetik“ nannte, als Auditorium für seine Weisheit dienten, während ein gemütlicher alter Doktor aus der Schweiz gutmütig dazu lächelte oder auch einmal ein Wort dazwischenwarf, wenn es ihm gar zu bunt wurde. Wir zwei, als die Neuanfänger, fanden unser Platz zu beiden Seiten der Tochter des Hauses. Und nun möchtest du gern wissen, wie deine Freundin damals ausgesehen hat? Nun, die lebhaften dunklen Augen werden wohl heute noch dieselben sein, wenn auch die braunen Locken weiß geworden sind. Ja, du hast recht gesehen: Cécile Legrand war schön. Aber ich bin kein Maler und kann dir das nicht im einzelnen schildern. Auch war es nicht die Schönheit ihrer Züge, die uns bezauberte. Nein, es war die Unmut ihres ganzen Wesens, ihrer klaren Stimme, der schmiegsamen Beweglichkeit ihrer schlanken Gestalt, ja selbst des schlichten, geschmackvollen Kleides. Noch heute sehe ich sie vor mir, wie sie an jenem ersten Tag zwischen uns saß. Mit leiser Hand gab sie den bedienenden Mädchen Winke — nichts entging ihren

Augen, und sie wußte sofort, wo und wem etwas fehlte. Aber daneben fand sie Zeit genug, uns beide freundlich in die allgemeine Unterhaltung einzuführen und uns dadurch über das Unbehagen hinwegzuhelfen, das einen so leicht in einer ganz fremden und doch unter sich bekannten Gesellschaft befällt. Freilich, das versteht du wahrscheinlich nicht; denn die Jugend von heute kennt ja dergleichen Gefühle wohl kaum, aber unser einem gehts in alten Tagen noch so. Und nun erst hier, wo man obendrein französisch sprechen sollte! Doch unsere Nachbarin hatte Erbarmen mit uns, sei es, weil sie merkte, wie windig es, wenigstens bei mir, mit diesem Punkt bestellt war, sei es, weil es ihr unerträglich, ihre schöne Sprache so erbärmlich mißhandeln zu hören — kurz, man sprach bald nur deutsch, und aus ihrem Mund klang es mit dem leisen fremdländischen Akzent besonders reizend. Cécile verstand die Kunst der Unterhaltung meisterhaft; sie wußte auf die liebenswürdigste Art zu plaudern — «causer» nennen es die Franzosen, und wir deutschen Bären, die für diesen Begriff nicht einmal ein rechtes Wort haben, lernen das meist recht schwer. Fahren wir doch bei der Unterhaltung so gern gleich mit dem schwersten Geschütz auf und wollen die höchsten und tiefsten Probleme erörtern, oder dann verfallen wir leicht in Trivialitäten und Klatsch. Man mußte nur den Berliner Professor hören. Da saß er vor seinem Teller und dozierte über die venezianischen Malerichulen, als stände er auf seinem Katheder in Berlin, und im nächsten Augenblick konnte er sich mit größter Innigkeit über die Vorzüge eines Fischgerichts verbreiten. Als er hörte, daß wir zum ersten Mal in Benedig seien, wollte er uns gleich in die Schule nehmen und uns einen genauen Stundenplan einrichten. Auch ließ er uns nicht im Zweifel darüber, für was wir uns zu begeistern hätten und für was nicht. Der alte Schweizer Doktor aber meinte lächelnd:

„Ich glaube, wir überlassen die Herren am besten ihrer eigenen Spürnase. Auch in Sachen der Kunst müssen wir wohl jeden nach seiner Façon selig werden lassen!“ Und dabei wechselte er mit unserer Nachbarin einen verständnisvollen Blick. Auch sie lächelte jetzt und sagte dann leise:



B. Witmer-Karrer, Zürich. Doppelwohnhaus am Zürichberg.
Ecke in dem S. 252 abgebildeten Studierzimmer.



Armin-Witmer-Karrer, Zürich. Redaktionszimmer im Neubau der „Neuen Zürcher Zeitung“.

„Ja, die ganz gescheiten Leute kommen doch manchmal ins Leben zu kurz! Nicht einmal unsern Tizian findet der Herr Professor schön!“

Das war nun der Anfang von einer Reihe glücklicher Tage. Dein Vater hatte wirklich, um mit dem Doktor zu reden, eine gute Spürnase und einen bewunderungswürdigen Orts-sinn. Nieherall wußte er das Schönste vom Schönen herauszufinden, und so lernten wir Benedig zu Wasser und zu Land bald kennen. Waren wir aber müde von Kirchen und Museen und von dem bunten Leben auf den Kanälen, dann freuten wir uns wieder auf das Haus am Markusplatz und seine Bewohner; denn Madame Legrand verstand es, wohliges Be-hagen um ihren Herd zu verbreiten. Was aber unsere Gedanken am meisten beschäftigte, trotz Tizian und Veronese, trotz Meeresswellen und alter Dogenherrlichkeit — davon sprachen wir merkwürdigerweise nicht. So oft wir auch unsere Tischgesellschaft plaudernd musterten, Céciles Name blieb stets unerwähnt; es war wie ein geheimes Abkommen zwischen uns.

Eines Tages kamen wir um Mittag von einer Expedition zurück. Hans hatte am Rialto gemalt, und ich war auf eigene Faust durch Gäßchen und Winkel geschlendert und hatte dem Colleone einen Besuch gemacht. So waren wir beide recht zufrieden mit den Erlebnissen des Vormittags, und deswegen überraschte es uns nicht wenig, als Mademoiselle Cécile uns ganz aufgereggt mit der Frage empfing:

„Ja, sind Sie denn nicht ins Wasser gefallen?“ Und als ich lachend fragte, wie wir denn wohl dazu kommen sollten, sagte sie bei-nah vorwurfsvoll:

„Nun, in Venedig gäbe es doch Gelegenheit genug dazu,“ und die

schmale Falte zwischen ihren Brauen wurde tiefer.

„Aber mein Fräulein,“ rief dein Vater dazwischen, „bitte, erklären Sie uns das! Wir sind natürlich mit tausend Freuden bereit, uns für Sie in den ersten besten Kanal zu stürzen!“

„Nein, danke,“ sagte sie, und nun mußte sie doch lachen. „Nein, danke, das hilft nun nichts mehr. Mama, du hast wieder einmal recht gehabt!“

Und dann erklärte ihre Mutter uns die merkwürdige Geschichte. Während unserer Abweinenheit heut morgen hafte sich ein brauner Gassenbube in der Pension gemeldet mit dem Auftrag, für die beiden jungen Herren Tedeschikleider und Wäsche zu holen; sie seien nämlich soeben ins Wasser gefallen und ließen sich nun im Hotel Victoria trocknen. „Natürlich,“ meinte sie, „war mir die Sache gleich verdächtig, zumal Sie gerade beide auf einmal solche Pechvögel gewesen sein sollten. Cécile aber, der alles Lügen und Betrügen geradezu unverständlich ist, obwohl sie schon genug davon gesehen hat, wollte augenblicks der Weisung des kleinen Schlingels gehorchen, während ich darauf bestand, daß die Sachen erst auf einen handschriftlichen Befehl herausgegeben würden. Ich habe, offen gestanden, gar nicht mehr darauf gewartet; denn mit der Zeit kennt man seine Leute. Das Kind aber ist enttäuscht, weil sein Vertrauen wieder einmal zu Schanden geworden ist.“

Wir lachten und dankten der klugen Dame für ihre Vorsicht; allein die kleine Geschichte hatte das Bild des Mädchens für uns wieder um einen liebenswürdigen Zug reicher gemacht.

So gingen die schönen Tage dahin, viel zu schnell für unsere Wünsche. Wir waren schon viel länger in Benedig, als es in unserem Plan vorgesehen war, und doch sagte noch keiner



Armin-Witmer-Karrer, Zürich. Redaktionszimmer im Neubau der „Neuen Zürcher Zeitung“.

was von Abreise. Unsere Tafelrunde hatte sich schon recht verändert, und auch für unsfern „Hausvater“, so nannten wir den allverehrten Schweizer Doktor, kam die Zeit des Abschieds. Am letzten Tag lud er die ganze Gesellschaft zu einer Fahrt auf den Lido ein, und wer immer konnte, sagte fröhlich zu. Auch die beiden Damen Legrand kamen mit; sonst wäre der Doktor auch nicht zufrieden gewesen; denn Cécile war seine spezielle Freundin. So fuhren wir in zwei großen Gondeln über die Lagune und saßen dann beim Abschiedsmahl auf der schönen Terrasse angesichts des weiten, unendlichen Meeres. Der Doktor war ein bißchen bewegt, und auch uns beiden saß etwas in der Kehle. Trotzdem plauderte man heiter von diesem und jenem, bis unser Gastgeber an sein Glas schlug, um eine kleine Rede zu halten. Er feierte darin die schöne, stolze Venezia, die immer noch die Herzen der Menschen bezwinge, wenn auch ihre Macht und Herrlichkeit nach außen längst untergegangen sei:

„Und nun,“ so schloß er, „bringe ich mein letztes Glas der schönsten Frau von Benedig!“

„Das müssen Sie näher definieren, wenn wir einstimmen sollen,“ rief dein Vater dazwischen, und der Doktor erwiederte lächelnd:

„Nun, ein jeder mag dabei an die Dame seines Herzens denken — ich meinerseits meine die herrliche Barbara des Palma Vecchio in Santa Maria Formosa.“

„Da bin ich anderer Ansicht,“ hörte ich den Hans sagen. Ich sah ihn zu Cécile hinüberblicken, und es wurde mir höchst unbehaglich zu Mut. Um Himmels willen, er wird doch nicht das Mädchen hier vor allen Leuten durch ein banales Kompliment in Verlegenheit bringen!

Aber der Berliner Professor half uns unverhofft aus der Klemme; denn er räusperte sich mit wichtiger Miene und sagte:

„Auch ich bin nicht ganz mit dem verehrten Herrn Doktor einverstanden. Ich für mein Teil — und ich glaube, ich habe wohl die meisten namhaften deutschen Ästhetiker auf meiner Seite — ich würde Giovanni Bellinis Madonna in der Frarikirche den Vorzug geben.“

O du guter Professor, ich hätte dich umarmen mögen! Und dann ließ man die Gläser fröhlich klingen, als der Doktor



H. Witmer-Karrer, Zürich. Bibliothekraum im Neubau der „Neuen Zürcher Zeitung“.

Lachend wiederholte: „Nun, wie gesagt, ein jeder denke an die, die ihm die schönste ist!“ (Schluß folgt).

Val Ladral.

Nachdruck (unter Quellenangabe) erwünscht.

Das Val Ladral liegt im Bündner Oberland. Es zieht sich von Waltensburg in nördlicher Richtung hinauf gegen die Berge zwischen dem Rätien- und dem Panixerpaß. Als es hieß, St. Gallen habe die Wasserkräfte des Panixerthals, des Val Ladral, sowie des Val Trischal erworben zur Errichtung eines Elektrizitätswerkes, war mein erster Gedanke der: Schade um das Val Ladral, dieses landschaftliche Kleinod im Land der tausend Täler! Mein zweiter Gedanke aber war: Halt, das ist ein unsruchtbares Bedauern! Wir leben nicht umsonst in einer Zeit, deren Gewissen der Schönheit gegenüber erwacht ist. Heute will die Technik ihren Sieg über die Naturkräfte vollenden und krönen dadurch, daß sie nicht Raubbau an ihnen treibt, indem sie zerstört, was sie nicht in rechnungsfähigen Augen umziehen kann, sondern daß sie die Schönheit — hier die landschaftliche Schönheit — erkennt und schont als die Naturkraft in ihrer höchsten, wertvollsten Erscheinungsform. Und dann fiel mir ein, daß ich vor Jahren dem lange nachwirkenden Eindruck, den ich an einem Herbsttag von diesem Tal empfing, in einigen Worten Ausdruck zu geben suchte. Hier find sie.

Es war ein Mann, der geriet in das Val Ladral, und seine Seele war entzückt von der großen Schönheit dieses Tales. Er erzählte seinem fernern jungen Freunde, was er erlebt, und die Erzählung erregte die Sehnsucht des Jünglings, das Tal zu sehen.

Nach Jahren erreichte der sein Ziel, und freudigen Herzens machte er sich auf und fand den Pfad nach dem Val Ladral.

Aber herbstlicher Nebel hatte sich über alles gelegt, der verhüllte Nähe und Ferne, Tiefe und Höhe, und der junge Mann schritt dahin, im Herzen die Bilder, die er sich gemacht hatte.

Als er weit in das Tal vorgeschritten war und seine oberste Stufe betrat, geriet er bald in der breiten Sohle an ein Gehölz. Das muß das Erlenwäldchen sein, von dem mir der Meister sagte und das wie ein heiliger Hain im Tale steht, ausgebreitet am Wildbach, umgeben von schönen Höhen und Gebirgen, ein friedevoller Fleck Erde.

Da wollte eine Traurigkeit über den Wanderer kommen, weil der Nebel ihm alle Herrlichkeit verhüllte und ihn die Schönheit dieses Tales, die seit Jahren in seinem Herzen keimte und wuchs und die sehr tiefe Wurzel geschlagen hatte, nicht mit leiblichen Augen schauen ließ.